

Bis sich eines Tages doch etwas veränderte.

Vor etwas über zwei Jahren, als Alice sechzehn war, fühlte ich, wie etwas zwischen den beiden anders wurde. Sie sprachen auf ganz neue Art miteinander, ihre Stimmen auf merkwürdige Weise weicher und doch voll von einer seltsamen, knisternden Ungeduld. Und eines Nachts kam Alice mit leuchtenden Augen nach Hause, für immer verwandelt. Jack hatte sie geküsst.

Ich wollte jedes Detail wissen.

Es war nicht Alices' erster Kuss, wir waren beide schon geküsst worden (Alice häufiger – ich, damals fünfzehn, nur ein einziges Mal von einem Jungen namens Martin, dem Sohn des Fleischers, und es war überhaupt nicht so gewesen wie im Film, weil er stark nach Wurst gerochen und sich der ganze Kuss unbeholfen und irgendwie verschwitzt angefühlt hatte), aber dieses Mal war es etwas anders.

Dies war kein unerfahrener Junge gewesen, der sie mit ins Kino nahm, um im Dunkeln ein bisschen herumzumachen, dies war Jack, und wir sagten seinen Namen auf einmal in atemlosen Kursivbuchstaben.

Alice' Augen leuchteten in jener Nacht wie ein Spiegelbild der Sterne, und sie berührte mit den Fingern immer wieder ihre Lippen, als könnte sie nicht glauben, dass sein Mund wirklich den ihren berührt hatte. Sie sagte, es wäre perfekt gewesen. Und auf einmal wusste meine Schwester, mit der ich bis dahin alle Geheimnisse geteilt hatte, etwas, das ich nicht wusste.

Egal, was ich sie fragte, egal, wie geduldig sie antwortete – das, was geschehen war, blieb für mich unbegreiflich, es war etwas Erwachsenen, weit Entferntes. Schließlich gab ich auf. Ich beobachtete, wie sie ihr Haar vor dem Spiegel büstete, leise vor sich hin summend, und ich fühlte, wie sich ein Abgrund zwischen uns zu öffnen begann.

Wenig später bat Jack Alice, ihn zu heiraten, und niemand außer mir war überrascht. Es ging alles so schnell, es geschah so plötzlich, und es war so ... endgültig. Nicht, dass ich nicht glücklich gewesen wäre für die beiden: Es war völlig unmöglich, sich in Alice' strahlender Gegenwart zu befinden, ohne etwas von dem Glück abzubekommen, das von ihr ausging.

Aber ich hatte auch das Gefühl, etwas zu verlieren – als zöge mir jemand den Boden unter den Füßen weg. Ich war so lange ein Teil von »Alice-und-Lou« gewesen, dass ich nicht sicher war, was es bedeuten würde, »und-Lou« allein zu sein. Erst jetzt merkte ich, wie sehr ich wirklich Alice' Schatten war, nicht nur, was das Aussehen betraf: Wo immer Alice hinging, ich folgte. So war es stets gewesen.

Doch jetzt ließ sie mich zurück, und ich musste selbst weitergehen.

Ein Mädchen ohne Schatten ist eine Sache, aber ein Schatten ohne ein Mädchen?

Ich verbrachte mehr und mehr Zeit allein, schrieb, grübelte, und dann fand ich natürlich auch das Cardew-Haus, ein Haus voll von anderen Schatten, und ich spürte voller Erleichterung, dass dies der Platz war, an den ich gehörte. Es war gut, irgendwohin zu gehören, und ich klammerte mich an das Gefühl. Vor einem Jahr hatte ich die Schule beendet, und ich hatte das Gefühl, auf der Stelle zu treten. Neben meiner Arbeit auf der Farm hatte ich nichts zu tun, kein Ziel vor Augen.

Für Alice war es nie so gewesen. In meinem Alter war Alice schon mit Jack verlobt, und ihre Zukunft lag vor ihr wie eine fertige Straßenkarte, auf der jemand den Weg bereits eingezeichnet hatte.

Meine Zukunft war nichts als eine schreckliche Leere.

Am schlimmsten war, dass sich sonst niemand Sorgen darüber machte. Soweit ich sehen konnte, war ich die Einzige, die ein großes Fragezeichen über meiner Zukunft hängen sah, und obwohl sie es nie sagten, spürte ich das Gewicht der Erwartungen meiner Umgebung: Nicht nur Midge und Pa – das ganze Dorf rechnete damit, dass ich früher oder später einen der hübschen, ordentlichen Wege auf Alice' Zukunftskarte einschlagen würde. Was gab es auch anderes zu tun? Es schien unmöglich, fortzugehen und einen eigenen Weg zu finden. Ich war die, die folgte, nicht die, die voranging. Und um ehrlich zu sein, wusste ich auch gar nicht, wohin ich hätte gehen sollen.

Das Cardew-Haus, so verlassen und vernachlässigt es war, erschien mir wie eine Antwort auf all meine Fragen. Es war nicht seine Pracht, die mich anzog, sondern das magische Gefühl, dass es auf etwas wartete ... dass etwas Aufregendes passieren würde, schon bald. Das Gefühl, dass die Schatten auf irgendeine Weise zum Leben erwachen würden. Es war anders als alles, was ich kannte, und anders war genau, was ich suchte.

Ich schüttle den Kopf. Es ist dumm, an solch einem glücklichen Tag so viel zu grübeln. Midge hätte gelacht und gesagt, ich wäre mal wieder zu dramatisch – obwohl ich glaube, dass Freya dabei ist, mich als Dramaqueen der Familie abzulösen.

»Kommen Sie, Mrs. Treglowen«, sage ich und versuche dabei, wieder in die Gegenwart zu finden. »Kümmern wir uns um Ihr Aussehen.«

Alice setzt sich auf dem Bett auf und verzieht das Gesicht zu einer komischen Grimasse. »Mrs. Treglowen«, murmelt sie. »Klingt das nicht ...«

»Seltsam?«, frage ich.

»Ich wollte sagen: erwachsen«, erwidert sie. »Aber seltsam auch, ja.« Sie hebt das Kinn, und ihre Stimme hallt durch den kleinen Raum: »Mrs. Treglowen.«

Sie sagt es noch einmal, kopfschüttelnd. »Ich kann nicht glauben, dass das hier wirklich geschieht!« Und dann erscheint das Grübchen an ihrem Kinn, und sie lacht und zieht mich mit ihr aufs Bett. Dort liegen wir, Seite an Seite, und kichern über die Absurdität der ganzen Sache. Mein Herz wird leichter. Vielleicht wird sich gar nicht so viel ändern. Es ist schwer, sich meine Schwester als erwachsene Frau vorzustellen, vielleicht wird sie immer das kichernde Goldmädchen bleiben, das neben mir liegt.

»Werdet ihr da oben irgendwann fertig?« Das ist Midge. »Wir müssen in einer Stunde in der Kirche sein!«

»Ja, Midge!«, rufen wir im Chor wie tausend Mal zuvor, und wieder habe ich das Gefühl, dass sich nichts ändern wird. Dann, plötzlich atemlos vor Aufregung, beginnen wir, Alice umzuziehen.

Ihr Hochzeitskleid ist ein Traum.

Es besteht aus zarter blassgelber Georgette-Seide, hat lange Ärmel und einen Muschelsaum, der bis kurz unterhalb der Knie fällt (die Länge bzw. Kürze des Kleides ist das Ergebnis eines harten Kampfes, aber schließlich ist sie doch von Midge und

Tante Cath gebilligt worden, nachdem wir sie mit Bildern und Schnitten aus unzähligen Zeitschriften überschüttet hatten. Die Bilder bewiesen, fanden wir, dass nichts Ungehöriges mehr dabei ist, ein wenig Wade zu zeigen, immerhin haben wir das Jahr 1929). Eine passende Spitzenschärpe umspielt locker die Hüfte, und ein Band aus fein gestickten elfenbeinfarbenen Blumen ziert den eckigen Ausschnitt.

Midge und Tante Cath haben monatelang an dem Kleid gearbeitet, und Alice und ich – beide besessen von Modemagazinen, aber völlig hoffnungslose Fälle, was Handarbeiten betrifft – haben ihnen haufenweise unnütze Ratschläge gegeben, die sie mit erstaunlicher Geduld ertragen haben. Es gab nur zwei kleinere und eine etwas größere Diskussion, in der drohend Scheren geschwungen wurden, aber am Ende ist alles ganz wunderbar geworden, und die Stelle, an der Alice gegen den Küchentisch getreten hat, fällt wirklich kaum auf, also habe ich den Prozess der Kleideranfertigung alles in allem als erfolgreich verbucht.

Mit zitternder Hand lege ich die Krone aus Kornblumen zurück auf Alice' Kopf und nehme vorsichtig den langen Spitzenschleier von der Stuhllehne. Der Schleier gehörte einmal Midge und davor ihrer Mutter, und die elfenbeinfarbene Spitze fühlt sich in meinen Händen so leicht an wie Luft. Ich weiß, dass auch ich den Schleier eines Tages tragen soll, obwohl es mir schwerfällt, mir diesen Tag vorzustellen.

»Oh, Alice«, flüstere ich und muss auf einmal die Tränen hinunterschlucken. »Du siehst ... absolut ... schrecklich aus. Schrecklich schön.« Ich schlucke.

Alice lächelt huldvoll, wobei ihr Grübchen erscheint; sie drapiert den Schleier elegant über einem Arm, legt ihren Kopf schief wie ein neugieriger Vogel und betrachtet sich selbst im Spiegel. »Was denkst du, gefalle ich Jack so?« Auf einmal klingt sie nicht mehr so selbstsicher wie sonst.

Ich glaube, sie ist selbst ein wenig eingeschüchtert von der perfekten Braut, die ihr aus dem Spiegel entgegensieht.

»Er wird in Ohnmacht fallen, wenn du die Kirche betrittst«, sage ich aufrichtig. »Er wird sein Glück kaum fassen können.«

»Alice! Alice!« Ungeduldige Rufe hallen von unten herauf, und Alice umarmt mich kurz – vorsichtig, um Kleid, Schleier und Blumen nicht zu zerdrücken, und macht sich auf den Weg die Treppe hinunter, wie eine Königin, die von ihrem Thron hinabsteigt, um sich dem Volk zu zeigen.

Zeit für mich, eine würdige Brautjungfer zu werden.

Ich zittere vor Aufregung, als meine Finger den altrosafarbenen Chiffon streicheln, das erste Kleid, das nur für mich angefertigt wurde. Es ist schlicht, mit leichten Falten im Rock und einem V-Ausschnitt (keinem wirklich skandalös tiefen allerdings, leider). Midge hat mir einen langen, schmalen Schal aus demselben Chiffon genäht, den ich sorgfältig um meinen Hals lege, sodass die Enden elegant herabhängen. Ich stecke meine widerspenstigen Locken so gut wie möglich hoch und schlüpfte in die Schuhe, die wir rosa gefärbt haben, damit sie zum Kleid passen. Dann werfe ich einen Blick in den Spiegel. Und sehe nichts von Alice' Glanz. Rein gar nichts.

Trotz all meiner Bemühungen wirke ich noch immer zerknittert und irgendwie unfertig. Ich versuche ein letztes Mal, mein Haar glatt zu streichen. Vergebens, die

Locken rutschen wieder aus der Frisur und stehen ungehorsam vom Kopf ab.

»Lou.« Pas sanfte Stimme holt mich aus meinen Gedanken, und ich drehe mich um und gehe hinunter. Auf dem Treppenabsatz treffen wir uns. Wie gut Pa aussieht in seinem Anzug, mit der alten Taschenuhr seines Vaters an der glänzend polierten Kette! Wie anders als der Alltags-Pa, den wir kennen, in seiner gewöhnlichen Latzhose.

Er bedenkt mich seinerseits mit einem bewundernden Blick, die Mühe hat sich also doch gelohnt.

»Sehr schön«, sagt er, während ich mich langsam für ihn im Kreis drehe und versuche, dabei nicht über meine hohen Schuhe zu stolpern.

»Na ja, ich bin nicht gerade die Vorzeige-Brautjungfer«, murmle ich mit leisem Bedauern.

»Du siehst gut aus«, sagt Pa.

Die Leute behaupten, er sei kein Mann großer Worte. Sie könnten nicht mehr im Unrecht sein. Pa liebt Worte, auch wenn er nicht unaufhörlich redet, und ich bin es, die seine Liebe zur Sprache geerbt hat. Er liest alles, was er in die Finger bekommt, und bewahrt Worte für mich auf, von denen er weiß, dass ich sie lieben werde, Worte wie »blutrot« und »honigsüß«, die er in seiner leicht zittrigen Handschrift auf Zettel schreibt und irgendwo im Haus für mich hinterlässt. Die erste Kurzgeschichte, die ich für ihn geschrieben habe, liegt immer noch mit den anderen Schätzen in einer kleinen Kiste. Es geht um eine Katze, die singen lernt.

Pa schreibt auch, wie ich. Er schreibt Gedichte in kleine blaue Notizbücher, die er im Dutzend kauft, doch er zeigt sie niemandem – nicht einmal mir. Ich erinnere mich daran, wie er Gedichte für mich erfand, als ich drei oder vier Jahre alt war, lustige Gedichte über Zootiere oder über mich und meine Schwestern. Ich weiß noch, wie sehr wir zusammen darüber gelacht haben.

Ein paar Gedichte von ihm habe ich noch, solche, die er uns geschickt hat, als er damals an die Front musste: verblasste Worte auf brüchigem Papier. Aber als der Krieg zu Ende war, hatte es auch ein Ende mit den Gedichten. Pa kam zurück und war derselbe und doch ein anderer geworden: verblasst und brüchig wie seine Briefe – stiller und irgendwie weiter von uns entfernt.

»Midge wartet«, sagt er jetzt. »Wir wollen nicht zu spät kommen. Du gehst mit den anderen; Alice und ich kommen nach.« Ich drücke ihn kurz an mich und spüre, wie dünn er ist. Es ist erschreckend, dass jemand so Starkes sich so zerbrechlich anfühlen kann. Midge füttert ihn dauernd, damit er mehr Fleisch auf die Rippen bekommt, aber egal, wie viele großzügig mit Butter bestrichene Brötchen sie in ihn hineinstopft, Pa bleibt mager und knochig.

»Der Mann ist nichts als Ellbogen und Knie«, sagt Midge immer.

Jetzt steht sie draußen, wippt ungeduldig mit einem Fuß und versucht, die Drillinge davon abzuhalten, sich in ihren feinen Anzügen im Dreck zu balgen wie junge Hunde.

Hübsch sieht sie aus in dem fliederfarbenen Kleid, das sie sich damals für die Hochzeit unserer Cousine Arla genäht hat.

Freya, neben ihr, träumt wie immer mit offenen Augen und scheint die Drillinge nicht einmal zu bemerken, was vielleicht auch daran liegt, dass sie ziemlich kurzsichtig ist.

Midge hat sie in ein geblühtes Kleid gesteckt, das ein wenig zu eng ist, vermutlich ein Erbstück von Alice, und ihr blassblondes Haar zu Zöpfen geflochten, die auf ihrem Kopf festgesteckt sind. Tom scharrt mit den Füßen und versucht, seinen Hemdkragen mit einem Finger zu lockern, als würde er jeden Moment ersticken. Dabei lehnt er sich auf den Griff des klobigen alten Kinderwagens, in dem das Baby liegt und glücklicherweise schläft.

»Da ist sie ja!«, ruft Midge. Ihr Gesicht wird weicher. »Und hübsch wie ein Gemälde.«

Einen Moment bade ich in ihrer Bewunderung, aber sie denkt schon wieder praktisch. »Los jetzt, wir müssen die Blumen rüberbringen. Das Essen holen die Jungs später.«

Und zum zweiten Mal an diesem Tag habe ich die Arme voll duftender Blüten, als wir uns auf den Weg machen, den Pfad hinunter zum Dorf. In der Ferne läuten schon die Kirchenglocken und füllen die Luft mit ihrem freudigen Klang. Ich hebe das Gesicht zum Himmel und spüre die goldene Wärme der Sonne auf meiner Haut.

»Alice sieht aus wie etwas aus einem Roman.« Freyas Stimme dringt gedämpft zu mir durch die Blumen, die sie trägt.

»Alice sieht immer aus wie aus einem Roman«, erwidere ich.

Freya scheint einen Moment darüber nachzudenken. »Ja, aber heute sieht sie auch noch aus wie etwas anderes«, sagt sie schließlich. Ihr Blick gleitet wieder in eine geheimnisvolle Ferne, und ihre Lippen sind nachdenklich geschürzt, als sie die Worte ausspricht. »Sie sieht genau aus wie eine Braut.«

Vermutlich ist das nicht die klügste Bemerkung, die man über jemanden machen kann, der gerade heiratet, aber ich weiß, was Freya meint, und sie hat recht. Alice sieht sicher mehr aus wie eine Braut als irgendeine Braut je zuvor.

Tom, vor uns, schiebt den alten Kinderwagen mit energischen Stößen, doch dann entdeckt er ein paar seiner Freunde, die uns von der Kirche aus entgegenrennen, und winkt begeistert.

Dann sind wir im Dorf: keine Zeit mehr für Zweifel und Überlegungen. Schon werden wir von der Menge in die hübsche kleine Kirche gedrängt, deren Eingang mit Rosen geschmückt ist, und wir schütteln Hände, erwidern Umarmungen und verteilen die Blumen, die Alice am Morgen gepflückt hat. Obwohl unsere Nachbarn vor uns hier waren und die ganze Kirche schon fast überquillt vor lauter duftenden Blüten.

Und da! Da ist Jack, in einem dunkelgrauen Anzug, groß und gut aussehend wie immer. Er wirkt gar nicht nervös, er lächelt mich an, als er seine Arme um mich legt. Ich atme seinen guten, sauberen Geruch ein und gestatte mir, noch ein letztes Mal so zu tun, als sei ich unglücklich verliebt und mein Herz müsste brechen, weil ich zusehen muss, wie er meine Schwester heiratet.

Wenn man in einem verschlafenen kleinen Dorf lebt, muss man sich sein eigenes Drama ausdenken, und als ich vierzehn war, bildete ich mir – kurzzeitig, aber sehr effektiv und melodramatisch – ein, ich wäre unsterblich in Jack verliebt. Nachdem Alice und Jack ihre Verlobung bekannt gegeben hatten, entzündete ich die alte Flamme wieder und wanderte eine Weile trauernd durchs Haus. Ich hüllte mich in schwarze Schals, seufzte verlorene Seufzer und schrieb traurige Gedichte über zum Scheitern verdamnte